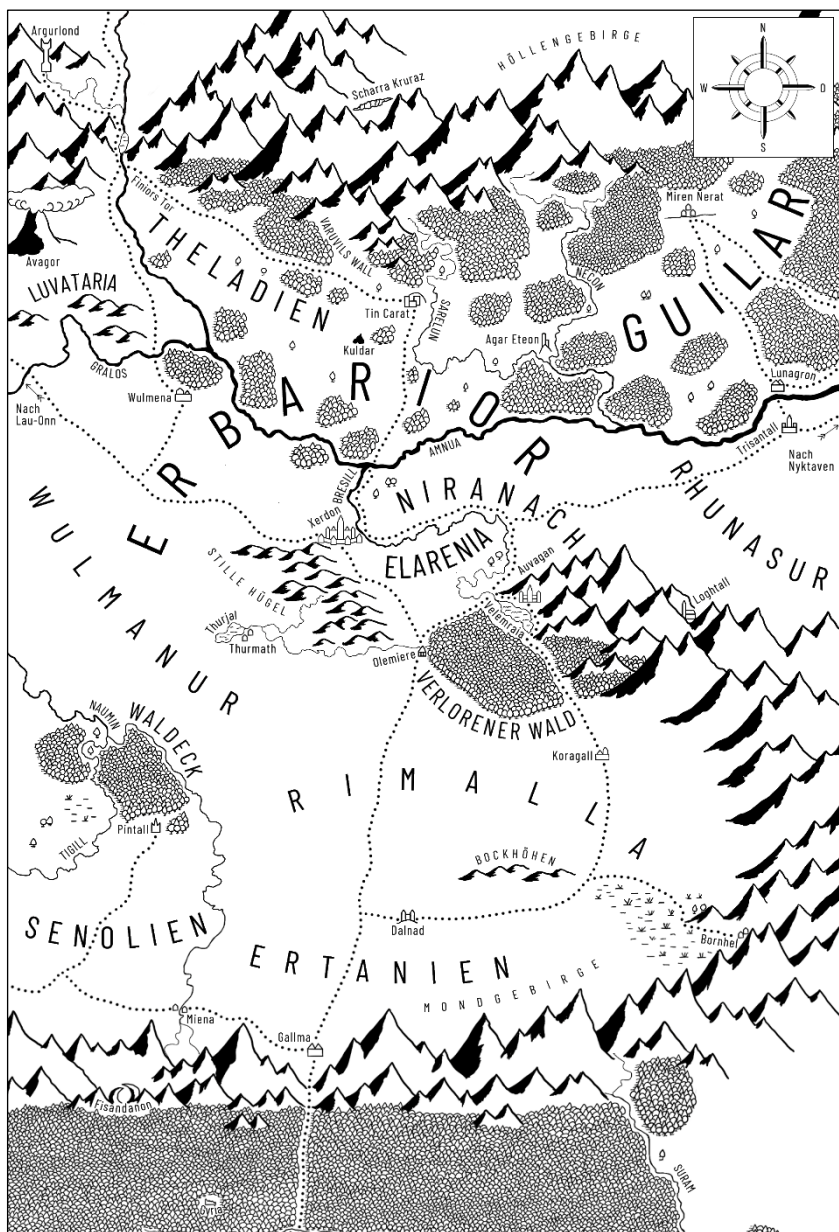


DIE WİNDE DES SCHICKSALS

Der
Eid des
Verräters

von

Martin Krois



Die Winde des Schicksals:

Teil I: Der Weiße Schatten

Teil II: Der Eid des Verräters

Teil III: Das Lied der Dämmerung

Teil IV: Das Schwert der Vorväter

Teil V: Das Licht der Hoffnung

Teil VI: Das Herz der Finsternis

© 2023 Martin Krois

www.valeno.at

1. überarbeitete Auflage

Umschlaggestaltung: Martin Krois
Korrektorat: Sandra Hochfellner

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors: Buchschmiede
von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN:

978-3-99152-409-0 (Paperback)

978-3-99152-407-6 (Hardcover)

978-3-99152-408-3 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Inhalt

Prolog.....	7
Ein sehender Blinder.....	12
Die Reise des Almars	39
Alte Freunde.....	63
Dem Ziel so nah.....	90
Der Blutschattenkult	118
Der Rat der Fürsten.....	141
Beschützer des Reiches	175
Die Stadt der Städte.....	198
Leibwächter und Statthalter.....	227
Der Eid des Verräters.....	250
Die Königin der Diebe	270
Halbmensch und Zauberer	298
Rückkehr in die Wildnis.....	323
Der Schrecken von Kuldar	344
Goldene Hand.....	369
Der Schöne Tod.....	395
Der Wraschag.....	418
Das Ende einer Verschwörung	442
Ein Wall aus Feuer.....	465
Unliebsames Wiedersehen	487
Nächtlicher Einsatz	513
Das Ende des Krieges?.....	535
Zwei dunkle Krieger des Lichtes.....	556
Varuvils Wall	581

Prolog

Der Sichelmond hing blass über der weiten Ebene. So weit das Auge reichte, war nichts als das tote, braune Gras des Winters, das größtenteils unter einer dünnen Schneedecke verborgen lag. Mittenhindurch verband eine schnurgerade Straße aus alten Pflastersteinen den Norden mit dem Süden. Leer und verlassen lag sie zu dieser späten Stunde da, denn die Menschen, die tagsüber auf ihr unterwegs waren, saßen längst in einem Wirtshaus, um sich an einem wohlverdienten Krug Bier zu erfreuen. Oder aber sie schliefen bereits, von diesem trügerischen Freund betäubt.

Und doch eilte eine einzelne Gestalt unter dem klaren Sternenhimmel die Straße entlang. Ihre Schritte waren schnell – so schnell, dass ihre in guten, schwarzen Stiefeln steckenden Füße den Boden kaum berührten. Es war ein blasser Mann mit schulterlangem, schwarzem Haar und eisblauen Augen. Wie die Schwingen eines Raubvogels im Sturzflug flatterte ein schwarzer Pelzmantel hinter ihm her. An seinem Gürtel hingen zwei gekrümmte Dolche, die bei jedem Schritt sanft gegen seine Hüften schlugen.

Trotz seiner übermenschlichen Geschwindigkeit schwitzte der Mann nicht, ja er atmete noch nicht einmal allzu rasch. Sein Blick war geradeaus nach Norden gerichtet, während er dem kaum hörbaren Trampeln seiner Stiefel auf dem gepflasterten Untergrund lauschte. Seit Tagen hatte er nichts anderes mehr gehört. Weder Mensch noch Tier hatten ihm Gesellschaft geleistet. Der Wind war sein einziger Begleiter gewesen.

Doch er war es gewohnt, allein zu sein. Andere Menschen hatten ihn immer schon gemieden. Seiner Abstammung wegen hatten sie ihn für ein Ungeheuer gehalten, schon damals, als er ihnen noch nichts Böses getan hatte. Erst als sie seine Mutter – eine Frau, die sich nichts anderes zu Schulden kommen hatte lassen, als seinen missverstandenen Vater zu lieben – getötet hatten, war er tatsächlich zum Ungeheuer geworden. Ein Kind

noch, hatte er sie, wahnsinnig vor Trauer, allesamt ausgelöscht. Längst empfand er weder Hass noch Trauer, wenn er daran dachte.

Leise sog er die kalte Nachtluft durch die Nase ein. Der wohlbekannte Geruch des Todes, der seit jenem Tag sein ständiger Begleiter gewesen war, lag in der Luft. Bald würde der Boden dieses Landes vom Blut des Krieges durchtränkt werden. Schon jetzt durchstreiften hungrige Untiere die weiten Wiesen auf der Suche nach dem Fleisch der Gefallenen kommender Schlachten. Geschöpfe, wie man sie in diesem Land noch nie zuvor gesehen hatte. Geschöpfe, wie man sie nicht sehen wollte. Geschöpfe wie er.

Dieser Gedanke entlockte ihm ein Grinsen. Zwar war er nie stolz auf seine Abstammung gewesen, doch geschämt hatte er sich ihrer seit dem Tod seiner Mutter auch nicht mehr. Solange das, was er war, seine Feinde in Angst und Schrecken versetzte, konnte ihm das nur recht sein. Im Laufe der Jahre hatte er großen Gefallen an der Furcht anderer gefunden.

Und dieses Land war übervoll mit Furcht. Nicht einmal zehn Jahre des Friedens waren dem Volk vergönnt gewesen. Ein Übel breitete sich von Norden her über das gesamte Reich aus. Die herrschende Oberschicht führte einen Kampf um die Nachfolge eines verschollenen Königs. Noch wurde dieser Kampf nur mit Worten und Drohungen ausgetragen, doch es würde nicht mehr lange dauern, bis einer zum Schwert griff. Diese inneren Zerwürfnisse machten einen Großteil der Adeligen blind für das, was außerhalb der Mauern ihrer Burgen und Paläste geschah. Nur einige wenige widersetzten sich der Unordnung und waren dort, wo sie sein sollten: bei ihrem Volk.

Freilich fanden sich wie bei jedem anderen Übel auch jene, die ihren Nutzen aus dem Unglück zogen. Dieser Mann war einer von ihnen. Doch war er keiner von denen, die tatsächlich etwas zu sagen hatten, sondern nichts weiter als ein Handlanger. Ein Mann fürs Grobe, wenn man so wollte. Ein Mann ohne Gewissen. Er kannte weder Freundschaft noch Ehrgefühl oder gar Liebe. Nur Angst, Hass und Wut. Wenn er von seinem Meister ausgeschickt wurde, um jemanden im Schlaf zu töten,

so tat er dies ohne Mitleid, ohne jemals Gefühle wie Reue oder Bedauern zu empfinden. Er hinterfragte die Befehle seines Meisters nicht. Dessen Beweggründe waren für ihn nicht von Belangen. Er war nichts weiter als ein Werkzeug, eine Waffe in der Hand seines Meisters.

Ein bedauerlicher Zwischenfall hatte ihn nun zum Boten gemacht. Sein Stolz litt nicht darunter – keineswegs, denn solange es im Sinne seines Meisters war, hätte er jede Erniedrigung über sich ergehen lassen. Sein Meister wusste dies und dies mochte wohl auch der Grund sein, warum sein Meister ihm – als einem von wenigen – tatsächlich so etwas wie Vertrauen entgegenbrachte.

Ein Vertrauen, das er nicht verdient hatte. Nicht, nachdem er seinen Meister so enttäuscht hatte. Seine Aufgabe war es gewesen, eines gewissen Mannes – eines Königs – habhaft zu werden, der für das Vorhaben seines Meisters von großer Wichtigkeit war. Vor den Toren einer Stadt im Süden des Reiches hatte er die lächerliche Gefolgschaft des Königs entdeckt, die sich unter das gemeine Volk gemischt hatte. Ohne Zweifel waren die beiden Männer einigermaßen fähige Krieger gewesen, dennoch hätte er sie wohl bezwingen können, wäre da nicht der Fürst von Ertanien mit seinen Truppen aufgetaucht. Da er es nicht mit einem ganzen Reiterheer aufnehmen hatte wollen, hatte er gezwungenermaßen den Rückzug antreten müssen.

Was nun geschehen würde, war schwer zu sagen. Wahrscheinlich würde sich der König mit dem Fürsten oder einem anderen Adligen verbünden, um Thron und Krone zurückzufordern. Freilich wäre es dem Mann ein Leichtes gewesen, den König selbst inmitten von Verbündeten aufzuspüren und zu töten, doch wollte sein Meister den König lebendig.

Nun hatte er sich in seiner Ratlosigkeit dafür entschieden, seinem Meister Bericht über die Vorkommnisse im Süden zu erstatten und neue Befehle einzuholen. So hatte er die vergangenen Tage also damit verbracht zu laufen. Viele Meilen hatte er im Schutze der Nacht zurückgelegt, während er tagsüber

meist im Schatten einer Bodenmulde geschlafen hatte. Bis zur Hauptstadt war es immer noch ein weiter Weg.

Ein Geräusch ließ ihn aufschrecken. Schlitternd kam er zum Stehen. Einen Augenblick lang hielt er inne. Er war nicht länger allein auf der nächtlichen Straße. In der Ferne konnte er das Donnern von Hufen hören, die in rascher Abfolge gegen das Pflaster der Straße hämmerten. Schon machte er im Norden, am Rande seines Gesichtsfeldes, einen kleinen dunklen Fleck aus, der sich ihm mit halsbrecherischer Geschwindigkeit näherte. Wer auch immer sein Pferd zu solcher Eile trieb, musste ebenfalls einen wichtigen Auftrag zu erfüllen haben.

Irgendetwas beunruhigte den Mann. Ein einzelner Reiter war sicherlich keine Bedrohung für ihn, dennoch gemahnte ihn sein Sinn für Gefahren zur Vorsicht. Wer auch immer da auf dem Rücken des Pferdes saß, war kein gewöhnlicher Reisender. Obwohl noch weit entfernt, eilte dem Reiter eine seltsame Ausstrahlung voraus, die den meisten Menschen einen Schauer über den Rücken gejagt hätte. Es war eine Ausstrahlung ähnlich der seines Meisters und doch von gänzlich anderer Beschaffenheit. Licht beherrschte sie, nicht abgrundtiefe Finsternis, wie die seines Meisters. Und doch war sie ebenso ehrfurchtgebietend.

Zu spät hielt der Mann nach einem Versteck Ausschau. Auf der kahlen Ebene gab es freilich nichts, wohinter er in Deckung gehen hätte können. Sanfte Erhebungen und Ebenen unter einem dünnen Sichelmond, doch weit und breit weder Bäume noch Sträucher. Nur vom Schnee erdrücktes, totes Gras.

So stellte er sich dem Unausweichlichen. Er spannte jede Faser seines Körpers an und rannte weiter, so schnell er konnte, dem Reiter entgegen. Der Augenblick, in dem sie einander auf der verlassenen Straße begegneten, schien sich in die Länge zu ziehen. Wiewohl der Mann am Boden seine Augen gesenkt hielt, erhaschte er einen flüchtigen Blick auf den Reiter.

Eine beeindruckende Gestalt saß auf dem schnaufenden, schwarzen Ross. Sie trug einen langen, blauen Umhang, der im Licht der Sterne glitzerte wie frischer Schnee. Ihr Gesicht war unter einer schweren Kapuze verborgen, sodass man nicht sa-

gen konnte, ob es sich bei ihr um einen Mann oder eine Frau oder überhaupt einen Menschen handelte.

Keiner von beiden schenkte dem anderen Beachtung. Der Reiter hielt den Mann, der zu Fuß die Straße entlangkam, nicht an, ja er schien ihn nicht einmal bemerkt zu haben. Schon verklangen die Hufgeräusche in der Ferne, während der Mann weiterlief, dem Rand der Welt entgegen.

Ein sehender Blinder

Drei einsame Gestalten wanderten eine Straße entlang über eine gewaltige, schneebedeckte Ebene. Weit und breit waren sie das Einzige, was der eintönigen Landschaft Leben eingehaucht hätte. Drei junge Männer waren sie, eingehüllt in dicke Wintermäntel. Ihre Kleidung war schmutzig und zerschlissen, ihr Haar struppig. Mit ihren ungepflegten Bärten wirkten sie äußerst verwegen – ein Eindruck, den die Schwerter an ihren Gürteln noch verstärkten. Einen weiten, gefährvollen Weg hatten sie bereits hinter sich und der Schöpfer allein mochte wissen, wohin die Winde des Schicksals sie noch tragen mochten.

Als ein Falke über ihre Köpfe hinwegsegelte, blickte der größte der drei auf. Dunkel war sein Haar, nicht blond wie das seiner Begleiter. Zusätzlich zum Schwert trug er einen mit Pfeilen gefüllten Köcher und ein Futteral, in dem ein Bogen steckte. Ein schwerer Rucksack hing von seinen Schultern.

Wachsam verfolgte er den Flug des Vogels mit seinen grauen Augen, beinahe als wäre er selbst die Beute, nach der das Tier Ausschau halten mochte. Er fühlte sich unwohl in diesem offenen Land, in dem ihn weder Hügel noch Bäume vor feindseligen Blicken schützten. Etwa eine Achtelmeile westwärts erspähte er einen der Brunnen, die das Hirtenvolk überall entlang der Straße errichtet hatte. Ansonsten hob sich nichts von der winterlichen Wiesenlandschaft ab.

Auch seine Begleiter hatten den Brunnen bemerkt. »Was hieltest du davon, dort eine kurze Rast einzulegen, Naron?«, fragte ihn der ältere der beiden. Halb verheilte Narben bedeckten dessen bärtiges Gesicht. Seine hellen, grünen Augen strahlten große Entschlossenheit aus. Dieser Mann war niemand anderes als Rexian, Recalions Sohn, der König dieses Landes.

Naron zuckte mit den Schultern. »Warum nicht? Irgendwelche Einwände, Pairot?«

Der dritte im Bunde schüttelte den Kopf. Pairot war, seiner Jugend zum Trotz, einst Wächter in Rexians Palast gewesen. Erst siebzehn Jahre alt war er, obwohl man ihm das an seinem verwehrlosten Gesicht kaum ansah.

So ließen sie die Straße hinter sich und näherten sich dem Brunnen. Eine kaum vier Fuß hohe Mauer aus Lehm umgab einen annähernd runden Schacht, der sich tief in die Erde bohrte. Auf dieser Mauer ließen sich die drei Männer nieder, um sich ein wenig zu stärken und ihre Wasserflaschen aufzufüllen.

Während er an einem Stück geräuchertem Fleisch herumkaute, ließ Naron seinen Blick schweifen. Im Norden machte er eine Gestalt aus, die sich ihnen rasch näherte. Ein Reiter. Nur mit Mühe widerstand er dem Drang, seinen Bogen zu bespannen. Neun Tage waren seit dem Zwischenfall in Gallma vergangen. Neun Tage, in denen sie keinem einzigen Reisenden begegnet waren. Was auch immer die beiden anderen davon halten mochten, Naron war froh darüber gewesen. Beinahe schon hatte er gehofft, sie wären den Häschern des Feindes tatsächlich entkommen.

Beim Anblick des Reiters holten ihn die Zweifel wieder ein. Doch dieser schenkte den drei Männern am Brunnen keine Beachtung, ja er schien sie noch nicht einmal bemerkt zu haben. In einen bläulichen Umhang gehüllt, das Gesicht unter einer schweren Kapuze verborgen, trieb er sein Pferd im Galopp die Straße entlang nach Süden und war schon bald in der Ferne verschwunden.

»Ein Meldereiter«, mutmaßte Rexian, als er dem Reiter hinterherblickte. »Es ist eine Schande, dass er es so eilig hatte. Ansonsten hätten wir ihn nach Neuigkeiten aus der Hauptstadt fragen können. Ich wüsste nur zu gerne, was in Xerdon vor sich geht ...«

»Ihr werdet es früh genug erfahren«, erwiderte Naron. Damit schulterte er seinen Rucksack. Wo ein Reiter war, konnte

auch ein zweiter sein. Je eher sie die Hauptstadt erreichten, desto besser.

Im Laufe des Nachmittages kam ein starker Wind aus südlicher Richtung auf. Hatte das Wetter es bisher gut mit den drei Reisenden gemeint, war der Himmel schon bald mit dunklen Wolken bedeckt, die Niederschlag verhiessen. Als es dann Abend wurde, setzte tatsächlich ein eiskalter Nieselregen ein. Wind und Wetter schutzlos aufgeliefert, erwartete sie nun eine äußerst ungemütliche Nacht im Freien.

Es sei denn, sie stießen vor Einbruch der Dunkelheit auf ein Dorf oder einen der Nachrichtenposten des erbarischen Heeres. Siedlungen hatten sie, seit sie aus Gallma aufgebrochen waren, keine mehr gesehen, denn ein Großteil der Bevölkerung in diesem Teil Erbariors führte ein Leben als wandernde Hirten. Was die Nachrichtenposten betraf, so hatten sie zweimal in einem Gasthaus übernachtet, das zu einem der Höfe gehörte, an denen Botenreiter des Heeres ihre Pferde wechseln konnten. Fast eine Woche war das nun her.

Mehr noch als ein Dorf oder einen der Posten hätte Naron sich einen Wald gewünscht, um dieser immer gleichen, von verdorrtem Gras und Schnee bedeckten Ebene zu entgehen. Auch dort hätten sie Schutz vor dem Wetter und genügend Holz für ein Lagerfeuer gefunden.

Als wäre Narons Wunsch erhört worden, tauchte in der Ferne ein großer, dunkler Fleck inmitten der weißen Ödnis auf. Gleich einem dunklen See erstreckte sich von Osten her ein weitläufiges Waldgebiet über die kahle Ebene von Rimalla. Beinahe bis an die Straße heran reichten die Bäume. In einem sanften Tal – eingezwängt zwischen Wald und Grasland – lag ein malerisches Städtchen.

Naron blinzelte. Spielten ihm seine müden Augen einen Streich? Doch der Wald blieb, wo er war, und auch die Häuser des Städtchens verschwanden nicht, als die drei Männer sich ihnen näherten.

Rexian seufzte laut. »Olemiere«, sagte er. »Welch willkommener Anblick bist du mir! Willkommener noch als einst Xe-

rónos, der Zuflucht unter deinen Dächern fand. Ihm verhiießest du Obdach, mir Heimkehr.«

Was auch immer er damit sagen wollte, der König schien sich über den Anblick der Stadt zu freuen, ja er beschleunigte sogar seine Schritte. Naron tat es ihm gleich. Wo es eine Stadt gab, gab es auch Gasthäuser. In dieser Nacht würden sie endlich wieder einmal ein Dach über dem Kopf haben.

Naron spürte, wie all die Anspannung der letzten Tage von ihm abfiel. Erbarior war einfach viel zu groß und weitläufig für seinen Geschmack. Dieses Städtchen jedoch, das sich da an den Waldrand schmiegte, wirkte auf ihn wie eine lebendig gewordene Erinnerung an seine Heimat. Hinter weiten Ebenen, hohen Bergen und verfluchten Wäldern lag Reruwalt nun. Alles, was Naron jemals etwas bedeutet hatte, erschien ihm so fern, dass er es kaum noch erreichen konnte. Welch grausame Fügung hatte ihn in dieses seltsame, fremde Land verschlagen? Dann fiel ihm wieder ein, dass es sein eigener Wille gewesen war. Getrieben von dem Wunsch, sich zu beweisen, und der Bitte eines Freundes, hatte er sich dazu entschieden, dem König von Erbarior zur Heimkehr zu verhelfen. Es war ein langer, mühevoller Weg gewesen, doch trotz aller Unannehmlichkeiten bereute er diese Entscheidung nicht.

Die untergehende Sonne blinzelte zwischen den Wolken hervor und tauchte Olemiere in ein geheimnisvolles Licht. Bei diesem Anblick fiel es Naron schwer, zu glauben, dass Menschen nur ein paar Tagesmärsche entfernt um ihr Leben bangten. Dass Bauern und Hirten einen aussichtslosen Kampf gegen bewaffnete Ungeheuer führten. Dass ganze Dörfer in Flammen aufgingen.

Ein Regenbogen überspannte den nahen Wald. Ein Sinnbild der Hoffnung. Auch dieses Elend würde ein Ende finden. All das Leid würde nicht von Dauer sein und schlussendlich würde wieder Frieden einkehren. In diesem Augenblick erschien Naron dieser Gedanke gar nicht so unwirklich.

Indem sie einen schmalen Bach auf einer kunstvollen, aus dunklen Steinen gemeißelten Brücke überquerten, betraten die

drei Wanderer eine andere Welt. Hier waren keine ver mum m ten Gestalten oder zwielichtigen Schläger unterwegs. Hier gingen keine Soldaten in Rüstungen oder grimmig aussehende Stadtwächter ihre Runden. Hier sah man nirgendwo gehetzte oder verängstigte Gesichter. Hier gab es nur gewöhnliche Menschen, deren größte Sorge es war, an diesem verregneten Abend nicht nass zu werden.

Eine Schar Kinder sprang ganz zur Freude ihrer Eltern lachend von einer Pfütze in die nächste. Eine Gruppe kräftiger Holzfäller mit langen Äxten schritt laut singend die Straße entlang. Ein junges Pärchen saß, dem kalten Nieselregen zum Trotz, eng umschlungen auf einer Bank unter einem von Eiszapfen behangenen Kirschbaum. Während überall sonst in Erbarior Zwietracht und Krieg herrschten, war die Welt hier noch in Ordnung.

Langsam wanderten die drei Männer die Straße entlang ins Innere des Städtchens. Anders als in den anderen Siedlungen, die Naron bisher in Erbarior gesehen hatte, waren die Häuser, an denen sie vorbeikamen, beinahe ausschließlich aus Holz erbaut worden. Kunstvolle, verschnörkelte Schnitzereien zierten die Vorderseiten. Darüber türmten sich steile Dächer, die zum Teil von winterbraunem Rasen, zum Teil von dunklem Moos bedeckt waren. Aus den gemauerten Schornsteinen stiegen einladende Rauchfahnen auf. Teiche und kleine Gärten lagen zwischen den Häusern. Nicht selten dienten Bäume und Sträucher statt Zäunen oder Mauern als Begrenzung. Olemiere war ein wundersamer, nahezu verwünschter Ort, von der Anmut vergangener Tage und einem Hauch Zauberei beseelt.

Die Einheimischen grüßten die drei Wanderer freundlich. Sie schienen keine Angst vor Fremden oder finsternen Ungeheuern zu kennen. Selbst das friedliche Reruwalt war von einer Stadtmauer und Toren umgeben, die des Nachts geschlossen wurden. Hier jedoch grenzte der Wald unmittelbar an die Stadt, ja manche der Häuser fanden im Geäst der mächtigen Bäume sogar ein zweites Dach.

Auf der Suche nach einem Gasthaus folgten Naron, Rexian und Pairot zunächst der breiten Hauptstraße. An schilfumran-

deten Weihern und kunstvollen Gartenzäunen entlang beschrieb diese einen ausladenden Bogen nach Osten, wo sie sich im Schatten großer Eichen an den Wald schmiegte. Dort befand sich auch – ein wenig abseits der anderen Gebäude – ein altes Herrenhaus. Aus zwei Stockwerken blickten Fenster aus buntem Glas auf die Straße herab. Efeu und Wein rankten sich entlang der Außenmauern zum moosigen Dach empor, das von drei Schornsteinen gekrönt wurde, von denen jedoch nur einer Rauch ausstieß. Ein gewaltiger Kastanienbaum überragte das Haus. Ein großer, verwilderter Garten umgab es zu beiden Seiten, die Vorderseite jedoch grenzte an die Straße. Vor der schmalen Eingangstür ruhte ein Vordach auf efeuumwundenen, steinernen Säulen. Darunter saß ein seltsamer Mann auf einem hölzernen Stuhl.

Dessen Erscheinung zog Narons Blick in den Bann. Nicht allzu groß, aber sehr schlank war der Mann. Er trug ein langes, graues Gewand aus Wolle, das in seiner Schlichtheit dennoch vornehm wirkte, darüber einen Umhang aus einem hellen, blauen Stoff. Weder jung noch alt wirkte sein Gesicht. Sein Haar war lang und blond, wie das der meisten Erbaren, seine Augen hielt er geschlossen. Ein kaum sichtbarer Glanz schien den Mann zu umgeben.

Mit einiger Mühe wandte Naron seinen Blick ab. An irgendjemanden erinnerte ihn dieser Mann. Ihm wollte jedoch nicht einfallen, an wen.

Als er mit Rexian und Pairot an dem Herrenhaus vorbeiging, begann der Mann zu sprechen, ohne die Augen zu öffnen. »Willkommen in Olemiere, junge Reisende«, sagte er mit einer wohlklingenden, angenehmen Stimme. Auch darin glaubte Naron etwas Bekanntes zu erkennen. »Ihr seht müde und erschöpft aus. Gehe ich recht in der Annahme, dass ihr euch auf der Suche nach einer trockenen Unterkunft und einem warmen Mahl befindet?« Anmutig erhob er sich aus seinem Stuhl. »Wenn ihr es erlaubt, kann ich euch an einen Ort bringen, an dem ihr beides finden werdet. Mein Name ist Unairael.«

Naron sah Rexian fragend an. Dieser nickte. Was Pairot von dem Angebot hielt, behielt der junge Wächter zwar für sich,

doch es war mehr als offensichtlich, dass er dem Fremden misstraute. Was nicht viel zu bedeuten hatte, da er grundsätzlich jedem misstraute.

»Ihr habt richtig geraten, guter Mann«, sagte Rexian. »Und da es hier im Regen doch recht ungemütlich ist und wir nicht wissen, wo es sich zu suchen lohnt, läge uns nichts ferner, als Euer freundliches Angebot zurückzuweisen.«

»Dann folgt mir, junge Reisende!« Immer noch mit geschlossenen Augen trat Unairael an den drei Männern vorbei auf die Straße hinaus.

Verwundert beobachtete Naron den seltsamen Mann, der seine Begleiter und ihn, ohne auch nur einmal hinzusehen oder innezuhalten, durch ein Gewirr von Gassen vom Wald weg nach Westen führte. Offenbar fand sich Unairael blind in seiner Heimatstadt zurecht. Geschickt wich er auch unvorhersehbaren Hindernissen wie spielenden Kindern und abgestellten Ochsenkarren aus. Ob er sich dabei wohl auf sein Gehör verließ? Einst hatte auch Naron gelernt, sich auf ähnliche Weise durch stockdunkle, nächtliche Wälder zu bewegen, doch verstand er nicht, weshalb dieser Mann das im klaren Licht des Abends tat.

Vorbei am Garten eines prächtigen Anwesens gelangten sie zu einem stattlichen, mehrstöckigen Haus, über dessen Eingangstür ein Schild mit der Aufschrift *Zum Verrückten Eber* angebracht war. Mit vielen Einzelheiten war das Schild in der Gestalt eben jenes Tieres geschnitzt worden, was es zugleich bedrohlich und irgendwie erheiternd wirken ließ. Der Name des Gasthauses selbst klang nicht gerade einladend. Stämmige Säufer schien er zu verheißen, die in ihrem Rausch alles kurz und klein schlugen.

Als die drei Reisenden jedoch hinter Unairael eintraten, fanden sie sich in einer ebenso warmen wie gemütlichen Stube wieder. Aufwändig geschnitzte Tische aus dunklem Holz und schwere Bänke luden zum Verweilen ein. Der wundervolle Duft einer warmen Mahlzeit lag in der Luft. Über der Schank hing der ausgestopfte Kopf eines gewaltigen Ebers, der dem Gasthaus wohl zu seinem Namen verholfen hatte.

Von kräftigen Betrunkenen fehlte in der Schankstube jede Spur und auch die dunklen Gestalten, die man bisweilen an solchen Orten fand, waren nirgendwo zu sehen. Stattdessen hatten sich ganz gewöhnliche Menschen vor dem Wetter und der aufziehenden Nacht hierher geflüchtet, um zu essen und zu trinken und vor allem anderen miteinander zu tratschen. Bauern sprachen mit Händlern, Handwerker mit Jägern. Sogar ein einzelner Soldat hatte sich in die bunte Menge gemischt und wirkte in seiner Rüstung ziemlich fehl am Platz.

Keine misstrauischen Blicke empfingen die Neuankömmlinge. Niemand machte sich auch nur die Mühe nachzusehen, wer da gerade eingetreten war. Konnte es tatsächlich sein, dass Krieg und Heimtücke dieses Städtchen völlig verschont hatten?

Die Einheimischen begrüßten Unairael freundschaftlich. Hier und da wechselten sie einige Worte mit ihm, schien er in diesem Haus doch ein wohlbekannter und gern gesehener Gast zu sein. Auch für Naron und seine Gefährten hatte manch einer ein freundliches Wort übrig.

Schon bald hatte Unairael einen freien Tisch in einer gemütlichen Ecke neben dem Kamin gefunden. Pairot und Rexian nahmen zögerlich mit dem Rücken zur Wand Platz, um den Rest der Gaststube im Blick behalten zu können. Auch Naron hätte diesen Platz gewählt, musste sich nun jedoch mit einem weniger günstigen den beiden Erbaren gegenüber begnügen. Unairael setzte sich neben ihn.

Eine Weile lang musterte der seltsame Mann die drei Reisenden mit geschlossenen Augen. Dann beugte er sich zu Rexian. »Ich muss gestehen, ich bin hoch erfreut, Euch bei bester Gesundheit zu sehen, Eure königliche Hoheit«, flüsterte er leise.

Rexians Augen weiteten sich vor Erstaunen und Schreck, Pairots Hand rutschte zu seinem Schwert, Naron sprang auf.

»Ihr irrt Euch«, sagte Rexian langsam. »Mein Name ist Meghwin. Ich bin nur ein einfacher Schüler der Königlichen Lehranstalt, doch gewiss kein König.«

»Mein ... äh ... Vetter wird oft mit dem König verwechselt«, kam Pairot ihm zur Hilfe. »Ich frage mich, warum. Er sieht

doch gar nicht wie der König aus. Ähm, nicht, dass ich wüsste, wie der König aussieht ... Wir haben den König noch nie gesehen.« Der junge Wächter war ein furchtbar schlechter Lügner.

Unairael schüttelte den Kopf. »Ihr könnt mir nichts vormachen«, erwiderte er mit gesenkter Stimme. »Ich weiß, wer Ihr seid. Die Seele eines jeden Menschen lodert in einer anderen Farbe. Die Eure verrät Euch, ganz gleich, wie Eure äußere Erscheinung auch sein mag.« Ein freundliches Lächeln breitete sich auf seinen Lippen aus. »Doch seid unbesorgt! Ich werde Eure Geheimnisse für mich behalten.«

Rexian schwieg, unwissend, wie er sich verhalten sollte. Auch Pairot und Naron sagten kein Wort, bis ein vorbeikommender Kellner die angespannte Stille brach.

»Guten Abend, die Herrschaften! Grüß dich, Unairael! Womit kann ich dienen?«, fragte der Mann, der mit seinen langen, blonden Haaren und seinem wilden Vollbart eher wie ein Einsiedler aus den Wäldern als wie ein Kellner aussah.

Als er die verdutzten Mienen auf den Gesichtern der drei Wanderer bemerkte, meinte er grinsend: »Hat unser gemeinsamer Freund hier etwa wieder einmal seine Fähigkeiten unter Beweis gestellt? Ihr solltet gut aufpassen, was ihr tut. Er mag zwar blind sein, aber er sieht alles und noch viel mehr ...«

Er ließ seine flache Hand so geräuschvoll auf den Tisch fallen, dass Naron vor Schreck zurück auf die Bank sank. »Also: Was darf ich euch bringen? Ein Bier aus dem letzten Jahr würde ich empfehlen. Elfachtundachtzig war wirklich ein ausgezeichnetes Jahr. Die Gerste wuchs so hoch wie schon lange nicht mehr. Wenn nur jedes Jahr genauso sein könnte! Aber Wind und Wetter können wir armen Sterblichen ja leider nicht beeinflussen ... Ich könnte euch auch frisches Quellwasser aus dem Verlorenen Wald bringen. Man munkelt, die Waldgeister brauen Tränke in dieser Quelle, sodass selbst das klarste Wasser daraus die Sinne benebelt ...«

»Du mit deinen seltsamen Geschichten«, sagte Unairael lächelnd. »Wie wäre es, wenn du einfach beides bringen würdest? Dazu Wildschweineintopf, wenn deine Großmutter ein